



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ohlert, K.: Die Hohenzollern bei Goethe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

keine Schonung der Interessen und Ideen der Franzosen walten ließen und ihr Werk so gestalteten, daß sich die nationale Bewegung nördlich und südlich von den Alpen entwickeln und daß sie sieghaft werden konnte und mußte.



Die Hohenzollern bei Goethe

Von K. Ohlert in Köln am Rhein



Der Altmeister erkannte mit scharfem Blick, daß die Hohenzollern über andre Fürstenhäuser seiner Zeit hinausragten, und hat einzelnen Vertretern dieses Hauses in seinen Schriften Denkmäler gesetzt, wie sie schöner und wahrer niemals aufgestellt worden sind. Der erste Hohenzoller, den er nennt, ist Markgraf Friedrich von Ansbach, der Sohn des Kurfürsten Albrecht Achilles. In der ersten Bearbeitung des Götz von Berlichingen, die der Dichter schon 1771 unter dem Titel „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ vollendet hatte, erinnert Gottfried im ersten Aufzuge Weisklingen an ihre schöne Jugendzeit, als sie beide dem Markgrafen Friedrich als Buben dienten, beisammen schliefen und miteinander herumzogen. Es war an einem ersten Ostertage, als der Bischof von Köln mit den markgräflichen Herrschaften zusammen aß. Während der Unterhaltung sagte der Bischof, der ein gelehrter Herr war, etwas von Rastor und Pollux. Da fragte die Markgräfin, was das sei, und der Bischof erklärte es ihr — ein edles Paar. Das will ich behalten, erwiderte sie. Die Mühe könnt ihr sparen, sagte der Markgraf, spricht nur wie Gottfried und Adalbert.

Bekannt ist die Bewunderung des Dichters für Friedrich den Großen. Nach Dichtung und Wahrheit I, 2 folgten die Siege des Jahres 1757, die Großtaten und Unglücksfälle blitzschnell aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben. Immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer wurde immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde immer bitterer. Die höchsten Taten des Königs wurden nicht geleugnet, aber entstellt und verkleinert. Der Dichter konnte sich in seinem höhern Lebensalter, als er Dichtung und Wahrheit niederschrieb, nicht enthalten, es auszusprechen, daß dem einzigen, über alle Zeitgenossen erhabnen Manne mit diesen Urteilen ein schnödes Unrecht geschah. Am meisten kränkte es ihn, daß die feindliche Stimmung gegen den König nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wie von seinem Großvater und seinen Oheimen ausging. Da Goethes Vater mit der kleinern Hälfte der Familie zu Friedrich neigte, während die Mehrzahl ihm abhold war, konnten sie selbst auf der Straße einander nicht begegnen, ohne daß es Händel gab wie in Romeo und Julie. Goethe aber freute sich mit seinem Vater der Siege des Königs, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und saß noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.

An einer andern Stelle in *Dichtung und Wahrheit* (III, 11) vergleicht er den König mit dem Polarstern, der von Norden her leuchtete, um den sich Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu drehn schien. Ein schöneres Bild ist auf den großen König kaum angewandt worden, denn der Polarstern ist das Symbol der Festigkeit, das sichere Zeichen für den Wanderer und den Schiffer auf dem weiten Meere.

Auf seiner italienischen Reise im Jahre 1786 wurde der Dichter mit einem päpstlichen Hauptmann bekannt. Der erzählte ihm, daß Friedrich, der soviel Siege sogar über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfülle, daß er, den jedermann für einen Ketzer halte, in Wahrheit katholisch sei und vom Papste die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen. Denn wenn er die heilige Religion öffentlich bekenne, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer seien, auf der Stelle totschiessen. Deswegen habe ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben; dafür aber breite er die alleinseligmachende Religion im stillen aus und begünstige sie soviel als möglich. Der Dichter hatte an diesen geheimnisvollen Erzählungen seine Freude und erwiderte nur, da es ein großes Geheimnis sei, so könne niemand davon Zeugnis geben.

Einzig in ihrer Art ist die Schilderung, die Goethe in seinem Drama „Die Aufgeregten“ von seinem Lieblingshelden macht. Es ist, als ob er mit dem Ruhme des Königs zugleich die leuchtenden Vorzüge der Hohenzollern aus späterer Zeit vorausahnend zeichnen wollte. Der Chirurgus Breme von Bremenfeld erzählt im sechsten Auftritte des ersten Aufzugs einem Landmann von seinen Begegnungen und Gesprächen mit dem Könige, in dessen Heere er als Feldscher gedient hatte. Nach der Schlacht bei Leuthen waren die Lazarette in kläglichem Zustande, da lagen viele Bleffierte und viele Kranke, und alle Feldschere waren alt und verdroffen. Da habe er, Breme, acht Nächte nacheinander gearbeitet und am Tage nicht geschlafen. Das sah der alte Fritz, der alles wußte, was er wissen wollte, und sagte zu ihm: „Höre Er, Breme, man sagt, daß Er an der Schlaflosigkeit krank liege.“ Da antwortete der Chirurgus: „Ja Ihre Majestät, das ist eine Krankheit, wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche, und da sie keine Mattigkeit zurückläßt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät deswegen keine Ungnade auf mich werfen werden.“ Der König wurde ernsthaft und fragte ihn, womit er sich denn die Zeit vertreibe. Breme faßt sich ein Herz und sagt: „Ich denke an das, was Ihre Majestät getan haben und noch tun werden, und da könnte ich Methusalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und könnte doch nicht ausdenken.“ Das war dem König doch zu stark, er tat, als hörte er es nicht, und ging vorbei. Acht Jahre später faßte Friedrich den Chirurgus bei einer Revue wieder ins Auge und fragte ihn, ob er immer noch wache. „Ihre Majestät, antwortet der feste Mann, lassen einem ja im Frieden so wenig Ruhe wie im Kriege. Sie tun immer so große Sachen, daß sich ein gescheiter Kerl daran zusehnden denkt.“

Als sich der Landmann darüber verwundert, daß Breme so dreist mit Friedrich gesprochen habe, antwortet dieser, daß man so und noch ganz anders

mit dem Könige sprechen konnte, denn er wußte alles besser. Es war ihm einer wie der andre, und der Bauer lag ihm am meisten am Herzen. Ich weiß wohl, sagte er zu seinen Ministern, wenn sie ihm das und jenes einreden wollten: „Die Reichen haben viele Advokaten, aber die Dürftigen nur einen, und das bin ich.“

Goethe faßte in *Dichtung und Wahrheit* (II, 7) den Einfluß des Königs auf die deutsche Literatur dahin zusammen, daß der erste wahre und höhere Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie gekommen sei. Freilich sagt der Dichter in seinen Sprüchen in Prosa (514): „Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie taten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen.“ Wir können aber bestimmt annehmen, daß der Dichter bei diesen Worten nur an das abschreckende Urteil des Königs über die deutsche Literatur seiner eignen Zeit dachte. Denn Friedrich der Große hatte in seinem Werke *De la Littérature Allemande* die Entwicklung der deutschen Literatur auf das bestimmteste vorausgesagt, wenn er auch, wie Moses, das Gelobte Land nicht mehr sehen würde. Der König hatte sich in seinem Werke auch über Goethes Götz wegwerfend geäußert. Aber die Bewundrung des Dichters für diesen einzigen Mann war so groß, daß er ihm schon damals verzieh, wie aus seinem Brief an Frau von Voigts vom 21. Juni 1781 hervorgeht. Dieselbe Verehrung führte Goethe dazu, die Vorliebe des Königs für die französische Literatur in liebevoller Weise zu entschuldigen. In *Dichtung und Wahrheit* sagt er (II, 7), daß die preußischen Schriftsteller sich an dem großen Begriffe, den sie von ihrem Könige hegen durften, erst heranbildeten, und zwar um so eifriger, als der, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Wie könne man von einem König, der geistig leben und genießen wolle, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch halte, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen.

Vom Tode des Königs, den Goethe wohl schon in Karlsbad erfuhr, das er am 3. September 1786 verließ, spricht er erst in einem Briefe aus Rom vom 19. Januar 1787, aber die wenigen Worte, die er dem Toten an dieser Stelle widmet, zeigen deutlich, wie tief ihn die Nachricht darüber erschüttert und weiterhin beschäftigt hat. Er sagt, der große König, dessen Taten ihn sogar des katholischen Paradieses wert machten, habe endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Helden seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten; wie gern sei man stille, wenn man einen solchen zur Ruhe gebracht habe. Als der Dichter am 28. April 1787 in dem kleinen Städtchen Galtanissetta auf Sizilien war, führte ihn der Bürgermeister in der Stadt umher, endlich auf den Markt. Da saßen die angesehensten Bürger nach altrömischer Sitte umher, unterhielten sich miteinander und wollten von dem Fremden unterhalten sein. Goethe mußte ihnen von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Teilnahme der Leute an dem großen Könige war so lebhaft, daß er seinen Tod verschwieg, da er sich durch die unselige Nachricht den guten Bürgern nicht verhasst machen wollte.

Nicht wenig stolz war der Dichter darauf, daß ihn Friedrich Wilhelm der

Zweite einst angesprochen hat. Am 28. August 1792 sahen die fürstlichen Heerführer nach dem Überschreiten der französischen Grenze dem Abmarsch der Heerhaufen zu. Alles Fuhrwerk war aufs strengste hinter die Kolonnen beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, einen Wagen vor seinem Zuge hergehen zu lassen. So kam Goethe dazu, im leichten offenen Wagen die Hauptarmee anzuführen. Der König und der Herzog von Braunschweig hielten mit ihrem Gefolge an einer Stelle des Weges, auf dem die Regimenter vorbeiziehn mußten. Als der Dichter herankam, ritt der König an das Wägelchen heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Goethe antwortet mit lauter Stimme und streng militärisch „Herzog von Weimar,“ und so zog er vorwärts. In seiner Erzählung — Kampagne in Frankreich 28. und 29. August 1792 — fügt er stolz hinzu, daß nicht leicht jemand von einem vornehmern Visiteur angehalten worden sei. Bald darauf sah er den König in schneller Gangart über Tal und Hügel dahin reiten, wie einen Komet von schweifartigem Gefolge begleitet. Unmittelbar darauf kam von einer andern Seite der Herzog von Braunschweig heran. Der Dichter gesteht, daß er, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurteilen geneigt, doch der Frage nicht ausweichen konnte, welche von beiden Gewalten eigentlich die obere sei, und welche wohl in zweifelhaften Fällen zu entscheiden habe, daß er aber die Frage unbeantwortet gelassen, da sie nur Zweifel und Bedenken erweckt habe. In Verdun wurde der König von vierzehn der schönsten wohlherzognen Mädchen mit Reden, Blumen und Früchten willkommen geheißen. Die Vertrauten des Fürsten rieten den Genuß der Früchte ab, weil sie Vergiftung fürchteten. Der Dichter erzählt, der großmütige König habe nicht verfehlt, die Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und vertrauensvoll zu kosten. Er fügt noch hinzu, daß diese reizenden Kinder auch den jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt hätten, und daß alle, die das Glück gehabt hätten, dem Kalle beizuwohnen, nicht genug die Liebenswürdigkeit, Anmut und das gute Betragen der jungen Mädchen rühmen konnten. Aber sie mußten es schwer büßen, den König so entgegenkommend begrüßt zu haben. Als sich Goethe kurz darauf durch die Stadt Verdun führen ließ, sah er ein wunderschönes Mädchen, das sich gerade aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses hinausbog. Goethe fragte seinen jungen Führer, wer sie sei. Der nannte ihren Namen und fügte hinzu, das hübsche Köpfchen möge sich fest auf den Schultern halten. Sie gehöre zu denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht hätten. Ihr Haus und ihre Familie dachten schon, sie wären wieder oben drauf, aber das Blatt habe sich gewendet, jetzt tausche er nicht mit ihr. Der Dichter Lamartine erzählt in seiner *Histoire des Girardins* das spätere Schicksal der Mädchen mit den Worten: *ce crime, absous par le sexe, par l'âge et par l'innocence, les conduisit plus tard à l'échafaud.*

Unter dem 11. September 1792 erzählt Goethe von einem vornehmen Emigrierten, dem man eine innere Erregung anmerkte, und der etwas auf dem Herzen hatte, dem er durch Ausrufe Luft zu machen suchte. Als er Vertrauen gefaßt hatte, schalt er auf die Grausamkeit, die man gegen die französischen Prinzen ausübe. Der König habe beim Ausmarsch aus Glorieux trotz des

schrecklichen Regens keinen Überrock angezogen und dadurch die Prinzen gezwungen, sich ebenfalls die wetterabwehrenden Gewande zu versagen. Er selbst habe diese allerhöchsten Personen leicht gekleidet, ganz durchnäßt nicht ohne das größte Bedauern ansehen können, ja er hätte, wenn es etwas genutzt hätte, sein Leben daran gesetzt, wenn er sie, auf denen die Hoffnung und das Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, und die an eine ganz andre Lebensweise gewöhnt seien, in einem trocknen Wagen hätte dahinziehen lassen können.

Einen starken Eindruck machte auf den Dichter der Feuergeist des Prinzen Louis Ferdinand, der am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld fiel. Goethe traf mit ihm während des Feldzugs in Frankreich wiederholt zusammen und erzählt in seiner Kampagne in Frankreich unter dem 13. bis 17. September 1792 folgendes. Der Prinz ritt bei Grandpré gegen die französischen Vorposten vor, die vereinzelt schossen, sodaß man die Kugeln pfeifen hörte, und begab sich ohne Grund in dringende Lebensgefahr. Einer der Offiziere ritt an den Dichter heran und bat ihn, wenn er irgend etwas bei dem Prinzen vermöge, so möge er ihn ersuchen, zurückzugehn. Goethe übernahm den Auftrag und stellte dem kühnen Reiter alles klar vor Augen. Der Prinz, der die ganze Lage selbst überschaute, war freundlich genug, nach einigen guten Worten sogleich umzukehren. Als Louis Ferdinand später vor Mainz durch einen Streifschuß am Arm und einen Kartätschensplitter an der Lende verwundet und nach Mannheim gebracht worden war, galt der erste Gang des Dichters in dieser Stadt dem Prinzen, der vor Begierde brannte, möglichst bald wieder auf dem Kriegsschauplatz erscheinen zu können.

Besonders anziehend sind die Äußerungen des Dichters über die nachmalige Königin Luise. In der Belagerung von Mainz erzählt er, daß ihm und seinen Zeltgenossen am 29. Mai 1793 gegen Abend ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet wurde. Die Prinzessin Luise, die damals schon mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt war, hatte mit ihrer Schwester Friederike im Hauptquartier von Bodenheim bei dem König Friedrich Wilhelm dem Zweiten gespeist und besuchte nach der Tafel das Lager. Goethe verbarg sich in einem Zelte und konnte so die hohen Herrschaften, die unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, genau beobachten. In seiner Erzählung bricht er in die enthusiastischen Worte aus: „Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Die nachmalige Königin konnte sich mit Wilhelm Meister, der in manchen Stellen ihre sittenstrenge Lebensauffassung verletzte, lange nicht befreundeten. Erst in den Unglückstagen hat sie das Buch lieb gewonnen und einzelne Stellen daraus immer wieder gelesen. Besonders lieb waren ihr aus dem Liede des Harnfers die Verse:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Goethe selbst sagt zu diesen Versen in seinen Sprüchen in Prosa (153) diese tief schmerzlichen Zeilen habe sich eine angebetete Königin in der grausamsten

Verbannung wiederholt. Sie habe sich mit dem Buche, das diese und noch manche schmerzliche Erfahrungen überliefere, befreundet und daraus immer wieder von neuem Trost geschöpft. Seine Verehrung für die Königin und ihren Gemahl hat ihn wohl zu einem gewissen Teile beeinflusst, als er in den Rezensionen und Aufsätzen zur deutschen Literatur (126) über den Dichter Gottlieb Hiller, der seine Gedichte und seine Selbstbiographie 1805 herausgegeben hatte, ein scharfes Urteil fällte. Hiller hatte einst vor dem Königspaaire die Worte Schillers in seinem Liede an die Freude „Männerstolz vor Königsthronen“ wohl zu wörtlich befolgt und sich dessen gerühmt. Goethe urteilt darüber, wenn Hiller wegen seiner Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung als Mensch gewinne, so verliere er hierdurch desto mehr als Dichter. Wenn er sich vor einem großen König auch ein kleiner König dünke, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen schaue, so solle er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichlichen Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die sich mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen einem Privatmanne gegenüberstelle. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sich sein ganzes Leben in eine würdige Hymne verloren hätte. Von Friedrich Wilhelm dem Dritten als Kronprinzen erzählt der Dichter nur eine Episode in seiner Kampagne in Frankreich unter dem 4., 5. und 6. Oktober 1792. Eines Tages hörte Goethe großen Lärm vor dem Regiment. Einem Reiter war sein Pferd davongelaufen, das vor etwa zwanzig Tagen in dieser Gegend requiriert worden war. Es hatte den Pfahl, an dem es angebunden war, mit fortgenommen. Der Kavallerist wurde bedroht und beauftragt, das Pferd wieder herbeizuschaffen. Der Mann rannte wie toll in den nächsten Dörfern umher und wurde endlich bedrängt, er solle in Sivry seinen Rappen suchen. Das Pferd war wirklich zu seinem frühern Herrn dorthin gelaufen. Die Freude, den vermißten Haus- und Stallgenossen wieder zu sehen, war in der ganzen Familie grenzenlos. Man hatte das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt. Nun kam das Verhängnis in Gestalt eines Wachtmeisters, der den Soldaten begleitete. Der Rappen wurde unter Klagen und Jammern wieder hervorgezogen. Die ganze Gemeinde stand in Betrübniß da, als sich der Reiter aufschwang und der Wachtmeister folgte. Da ritt zufällig der Kronprinz von Preußen heran. Die Menge wandte sich an ihn mit Bitten und Flehen, er möge das Pferd seinem Herrn zurückgeben. Aber es stand nicht in seiner Macht, fügt der Dichter hinzu, denn die Kriegsläufe sind mächtiger als die Könige. Der Königssohn entfernte sich stillschweigend und ließ die Menge trostlos stehn.

Ein schönes Denkmal hat Goethe in seinem Aufsatz „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815“ dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten gesetzt. Er erzählt dort, daß er nach einer glücklichen Rheinfahrt in Köln von Freunden und Bekannten, sogar von Unbekannten, mit der frohen Botschaft überrascht sei, daß das von Rubens gemalte Bild „Die Kreuzigung

Petri," das von Napoleon im Jahre 1802 nach Paris gebracht war, von dort herbeigeschafft werde und nächstens im Triumph wieder an seine ehemalige Stelle gelangen solle. Er habe sich gefreut, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache, große Handlung das herrliche Gefühl gegeben worden sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der kräftig genug sei, ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigentum wieder zu erstatten. Der Dichter weilte damals vom 25. bis 27. Juli in Köln und wurde vor allem unwiderstehlich zum Dome hingezogen, fühlte sich aber von einer schmerzlichen Empfindung belastet, wenn er das Weltwunder in seiner unvollendeten Schönheit von außen und innen beschaut hatte. Seine Sehnsucht nach der Vollendung dieses gewaltigen Werkes drückte er damals in den Worten aus, daß ein groß gedachtes Meisterwerk nur in der Vollendung jene Wirkung hervorbringe, die der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Der Dichter konnte nicht ahnen, daß der ersehnte Zeitpunkt erst nach langen Jahren eintreten würde, daß aber der Grundstein zum Weiterbau des Domes im Jahre 1842 in Gegenwart eines kunstsinigen Hohenzollern gelegt werden, und daß am 15. Oktober 1880 wieder unter den Augen eines hochherzigen Hohenzollern das Fest der Vollendung des Dombaues gefeiert werden sollte.

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie groß die Verehrung des Dichters für einzelne Vertreter des Hohenzollernhauses war. Aber seine Vorliebe war doch wesentlich auf die Persönlichkeit gerichtet, preußisch ist er im eigentlichen Sinne nie gewesen. Im allgemeinen gilt für seine Verehrung das Wort, das er in Dichtung und Wahrheit (I, 2) von Friedrich dem Großen sprach: „Und so war ich denn auch preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte.“



Die Lommatzcher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz

Von Otto Eduard Schmidt



Das gesegnetste Stück des alten Meißner Landes ist ohne Zweifel die Lommatzcher Pflege. Bis auf den sagenumwobnen Bischof Benno wird der Ausdruck zurückgeführt, sie sei „des Landes Myffen große Korntenne.“ Spätere bezeichneten sie weniger geschmackvoll als „Sachsens Schmalzgrube,“ und heute noch heißen ihre Inassen im Volksmunde die „Sammetbauern.“ Der verdiente Herausgeber des Staatslexikons von Sachsen, August Schumann, der als ehemaliger Lehrer an der Meißner Fürstenschule die Gegend aus eigener Anschauung kannte, schrieb im Jahre 1819: „Noch jetzt ist die Lommatzcher Pflege gleichsam der Maßstab, wonach man in Sachsen Fruchtbarkeit und ländliche Wohlhabenheit zu schätzen pflegt. Hier liegt in Wahrheit Dorf an Dorf, und der Boden ist so üppig, daß man hier kaum die Brache kennt. Hier arbeitet und speißt der größere Bauer